JANUAR 1932

BESINNUNG UND AUFBRUCH

Daumier als Kämpfer

Rudolf Rocker

Ein neuer soziologischer Typus hatte sich in den Jahren nach der großen französischen Revolution allmählich herauskristallisiert — der Bourgeois, diese widerliche geistlose Mißgeburt jenes Bürgertums, das einst mitgeholfen hatte, die Bastille zu stürmen und die Revolution zu entfesseln, das selbst vor der Anwendung des blutigsten roten Terrors nicht zurückschreckte, wenn es galt, die neu gewonnene Macht gegen die Anschläge des alten Regimes sicherzustellen. Aber die Söhne und Enkel hatten nichts mehr an sich von jenem unruhigen Geiste, dem selbst der Bruch der Gesetze keine Gewissensbisse verursachen konnte. Sie waren die typischsten Vertreter von Ruhe und Ordnung, und nichts war ihnen verhaßter, wie Empörung und gärende Unruhe. Der Bourgeois brauchte die Ordnung, um seinen Geschäften in ruhiger Beschaulichkeit nachgehen zu können. LOUIS PHILIPP war der würdige Vertreter dieser Klasse, deren Typus er auch physisch repräsentierte. Ein fettes Bankiergesicht mit feistem Doppelkinn und ränkevollem Blick, in dem hinterhältige Verschlagenheit und geriebener Geschäftssinn lauerte. Nach den heißen Julitagen 1830 hatten 219 Bourgeoisdeputierte diesen edlen Sproß des Hauses Orléan, der seinem Vater, dem „Bürger Egalité", alle Ehre machte, den Franzosen als König aufgeschwätzt. Den „Bürgerkönig" nannten sie ihn, und in der Tat hat nie ein gekröntes Haupt einen Titel mit größerem Recht getragen als LOUIS PHILIPP den seinen. Die Regierungszeit dieses Mannes war eino der schmachvollsten, die Frankreich über sich ergehen lassen mußte. Die berüchtigten Worte des Ministers GUIZOT: „Enriohez-vous!" (Bereichert Euch!) waren jenem erbärmlichen Regime sozusagen auf den Leib geschrieben, das im Laufe einer achtzehnjährigen Existenz so furchtbare Erbitterung im Volke auslöste.

In der Gestalt HONORE DAUMIERS, des geistvollen Malers und größten Karikaturisten aller Zeiten, war diesem elenden System ein furchtbarer und unerbittlicher Feind erstanden, dessen ätzender Stift sich in jener qualvollen Epoche gesellschaftlicher Fäulnis zu einem politischen Machtfaktor entwickeln sollte. DAUMIER war ein ganz Großer, der es verstand, seinen Zeichnungen, die auf den Bedarf der Stunde berechnet waren, Ewigkeitswerte zu verleihen. Als Mitarbeiter von PHILIPONS politisch-satirischer Zeitschrift „La Carioature" war er geradezu unerschöpflich in immer neuen Angriffen gegen das herrschende System und seinen höchsten Vertreter. Er erspähte jede seiner Schwächen und geißelte sie mit giftigem Spott und zersetzendem Hohn. Besonders nach dem König zielten die scharfen Geschosse seines furchtbaren Witzes. Er stellte ihn dar in allen erdenklichen Positionen: als Harlekin, Seiltänzer, betrügerischen Börsenspekulant, ja selbst als Verbrecher. LOUIS PHILIPP hatte nie etwas von königlicher Majestät an sich; folglich konnte ihm nicht genommen werden, was er nie besaß. Aber DAUMIER schilderte ihn in seiner ganzen erbärmlichen Allzumenschlichkeit als typisches Symbol der bürgerlichen Gesellschaft, mit dem Zylinder als „Bürgerlkrone", dem plumpen Regenschirm unterm Arm, der leibhaftige König der Bäuche, denen der Geist als toter Ballast erscheint, das Urbild des gefräßigen Philisters, der stets mit einer kleinen Gemeinheit schwanger geht.
DAUMIERS Zeichnungen setzten ganz Frankreich in Aufregung. Wenn es wahr ist, daß Lächerlichkeit tötet, dann hat niemand zum Sturz der Julimonarchio so viel beigetragen wie er. Was half es, daß die Regierung den grimmen Rebellen hinter Kerkermaiuern brachte, als er LOUIS PHILIPP als „Gargantua" dargestellt hatte, der mit gieriger Gefräßigkeit das Blut und Fleisch des Landes verschlang! Der furchtbare Spötter, der vor keiner Autorität halt machte, ließ auch von seiner stillen Zelle aus sein diabolisches Gelächter ertönen, das hinaus ins Land drang und das Feuer

der Empörung schürte. Da wußte sich die „Regierung der Bäuche" nicht anders zu helfen, als daß sie einen schnöden Gewaltstreich gegen die Freiheit der Presse ausführte und mit Hilfe der berüchtigten Septembergesetze des Jahres 1835 jede politische Karikatur überhaupt untersagte. So wurde PHILIPON gezwungen, das Erscheinen der „Carioature"' einzustellen. Durch die Herausgabe des „Charivari" schaffte er wenigstens einen teilweisen Ersatz. DAUMIER war sein unentbehrlichster und volkstümlichster Mitarbeiter.

Nun, da der König und die Männer seiner Regierung ihm nicht mehr als Zielscheibe seines infernalischen Witzes dienen konnten, nahm der Künstler den Bourgeois selbst aufs Korn. Er entkleidete ihn förmlich vor den Augen des Beschauers und zeigte die geheimsten Falten seines öden Philisterdaseins. Wir sehen ihn auf der Straße, im Theater, auf seinen Spaziergängen im Bois, im Wirtshaus, an der Seite der teuren Gattin, im Bade und im Schlafzimmer und lernen alle Seiten seines geistlosen Lebens gründlich kennen. DAUMIERs unerbittlicher Stift hat hier eine Galerie von Typen festgehalten, die zu dem Unvergänglichsten gehört, was die Kunst der Karikatur je hervorgebracht hat.
Am unübertrefflichsten war seine Darstellung des Robert Macaire, das Sinnbild des geriebenen Gauners und Beutelschneiders, der überall bestrebt ist, die geistige Beschränktheit seiner lieben Mitmenschen in Geld umzumünzen, und zusammen mit seinem Freunde Bertram gewissenhaft das Rupfen derjenigen besorgt, die nie alle werden. Ein bekannter Pariser Schauspieler hatte diesen Typus in einem Melodrama vortrefflich zur Geltung gebracht. PHILIPON und DAUMIER bemächtigten sieh sofort der prachtvollen Idee und hatten damit einen beispiellosen Erfolg. In DAUMIERs Händen wird die ganze Periode zu einem Zeitalter Robert Macaires.

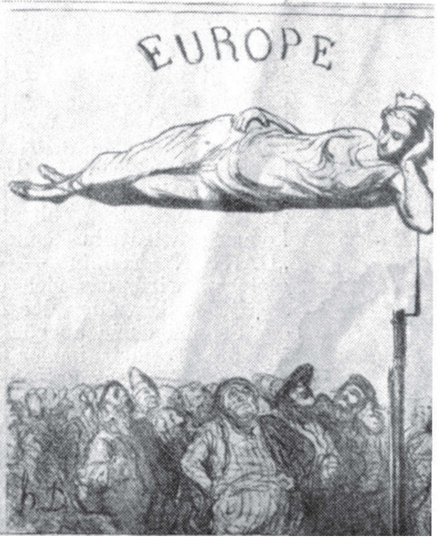
Zur Abrüstungskonferenz in Genf

Zwei Bilder, die von der außerordentlichen Aktivität Daumiers 1932 zeugen:

Abrüstlinesbüro: „Bitte, nach Ihnen . . ."



Das europäische Gleichgewicht



Der listige Spitzbube, der lest davon überzeugt ist, daß die Dummheit der wackeren Zeitgenossen überhaupt keine Grenze kennt, betritt mit kühler Ueherlegenheit alle Gebiete menschlicher Betätigung und gibt seine Gastrollen mit der sachverständigen Miene des Kenners, der genau weiß, was er den Menschen bieten kann. Schier unerschöpflich sind die Variationen, die DAUMIER diesem Typus eines marktschreierischen Gaunertums zu entlocken wußte.

Nie war ein Künstler inniger verwachsen mit der Periode, in der er lebte, wie DAUMIER. Auch wenn er uns nicht sein bekanntes: je suis de mon temps! zugerufen hätte, wüßten wir es. Ein Blick auf sein Werk genügt, um zu erkennen, daß er wahrlich „ein Kind seiner Zeit" gewesen ist. Seiner Zeit und nicht nur seines Volkes, denn seine Kunst reichte weiter als die Grenze Frankreichs; sein Werk ist Kulturbesite einer ganzen Welt. DAUMIER fühlte den Pulsschlag seiner Epoche, vernahm ihre leisesten Regungen und sah vor allem ihre tiefe Erniedrigung. Er sah mit dem geschärften Auge des Künstlers, dem nichts entgeht, und deshalb sah er tiefer wie die meisten seiner Zeitgenossen, die mit ihm auf derselben Seite der Barikade standen. So hat er die ganze Hohlheit und Nichtigkeit der gesetzgebenden Versammlungen schon erkannt, als der Parlamentarismus noch in seiner Sünden Maienblüte stand. Man betrachte sich die Idealgestalten, die uns aus der Zeichnung „Der gesetzgebende Bauch" entgegengrinsen, etwas näher. Niemals sind die sogenannten „Volksvertreter" und Regierungsmänner so mitleidslos demaskiert worden wie hier. Hier tritt das Innerste nach außen und wirkt wie ein Kainszeichen der inneren Fäulnis. Eine Gesellschaft geistiger Nullen sind diese lieblichen Zeitgenossen, die an Engstirnigkeit, Blähsucht, satter Selbstzufriedenheit, Gehirnverkalkung, kleinlicher Ranküne und brutaler Kaltschnäuzigkeit so ungefähr das Schlimmste vorstellen, was über das Kapitel „Volksvertretung" überhaupt gesagt werden kann. Und dann die köstlichen Gestalten seiner „Réprésentants représentés" aus der Zeit von 1848—49, Figuren von unwiderstehlicher Komik und grausamer Realistik, durch welche die Geistlosigkeit und Impotenz des parlamentarischen Regimes beredter dargestellt wird, als die beste Feder es vermöchte.

DAUMIER war ein glühender Verehrer der Freiheit und blieb es, bis der Tod ihm die Augen zudrückte. Deshalb fühlte er auch, daß sich die Freiheit nicht in den engen Rahmen einer Verfassung einsperren läßt, daß sie nicht atmen kann, ersticken muß, sobald man sie der Spitzfindigkeit der Advokaten und Gesetzmacher ausliefert. Welch eindrucksvolle Sprache spricht das Blatt: „Die Konstitution versetzt die Freiheit in hypnotischen Schlaf!" Und jene andre Zeichnung, wo die Verfassung der Freiheit das neue Kleid anmißt und letztere besorgt mahnt: „Nicht zuviel wegnehmen, bitte!" — Ach, die Zeit ist noch immer nicht gekommen, wird nie kommen, wenn — wie Georg BÜCHNER in seinem „DANTON" meinte — die Staatsform einem durchsichtigen Gewand gleichen wird, das sich dicht an den Leib des Volkes schmiegt, damit sich jedes Schwellen der Adern, jedes Spannen der Muskeln, jedes Zucken der Sehnen darin abdrücken kann. Auch die beste Staatsverfassung ist für die Freiheit immer nur eine Zwangsjacke. Ueberdies haben die ehrbaren Verfassungsschneiderleins in jedem Lande der Freiheit allmählich so viel Stoff vom Gewände abgeschnitten, daß es kaum noch zu einer anständigen Nachtjacke reicht.

Und dann jenes herrliche Blatt: „Die Konstitution auf dem Seziertisch." Ein Weib liegt in der Narkose auf einem Tische ausgestreckt; um sie herum stehen die Aerzte in Operationsschürzen und lauschen den Erklärungen des Professors. Unheimliche Fratzen, diese politischen Ope-

rateure, widerlich und von abstoßender Häßlichkeit! Und man fühlt mit Grauen, was es bedeutet, solchen Kerlen die Sicherung erworbener Freiheiten vertrauensvoll in die Hände zu legen. Spukt nicht der Geist Robert Macaires auch im Operationssaal?

Und wie modern diese Blätter anmuten. Ja, modern, denn der Köhlerglaube an die Wunderkraft der Verfassung hat sich noch lang nicht tot geträumt. DAUMIER mochte wohl in stillen Stunden ähnliches empfunden haben wie BAKUNIN, der da schrieb: „ — ich glaube nicht an Konstitutionen und Gesetze; die beste Konstitution würde mich nicht befriedigen können. — Wir brauchen etwas anderes: Sturm und Leben und eine neue, gesetzlose und darum freie Welt."*) Für solche Forderungen hat die Welt auch heute noch wenig Verständnis, trotz aller gemachten Erfahrungen. Der Kultus, den man heute in Deutschland mit der „freisten Verfassung der Welt" treibt, ist ein neues Beispiel dafür. Wie würde DAUMIER, wenn er heute lebte, den betriebsamen Fabrikanten der Weimarer Verfassung und ihren geistlosen Befürwortern in die Parade fahren und sie mit Skorpionen züchtigen.

Und wie DAUMIER die Männer der gesetzgebenden Körperschaften zur Zielscheibe seines grimmigen Witzes erkoren hatte, so haßte er mit der ganzen Leidenschaft seines südländischen Temperaments die ausführenden Organe ihrer Gesetze. Die ganze bürgerliche Justiz war ihm nur die Hure jener „Gesellschaft der Bäuche", die er so tief verabscheute. Und in diesem Lichte zeigt er ihre Vertreter: lebendige Verkörperungen scheinheiliger Verstellung und infamer Tücke, Seelenmörder, die in Paragraphen denken und deren Gefühle stumpf geworden sind in der blöden Routine gesetzlicher Vergewaltigung und Notzucht des Geistes. Auch diese Blätter wirken noch immer mit derselben Wucht, denn die Zeit hat sich wenig geändert in der Anwendung des sogenannten Rechts. Die grauenvollen Justiztragödien unsrer Tage führen eine beredte Sprache. Es genügt die Namen SACCOs und VANZETTIs auszusprechen, von deren Unschuld eine ganze Welt überzeugt war und die trotzdem sterben mußten, weil es die Staatsräson erheischte.

DAUMIERs Kunst stellt den Geist der Dinge dar, und die einzelnen Träger bestehender Einrichtungen müssen ihm lediglich dazu dienen, diesen Geist zum Ausdruck zu bringen. So faßte er auch den Krieg und seinen Zuhälter, den Militarismus auf. Es ist nicht das Aeußere, was ihn reizt, die unmittelbaren Ursachen, die zum Kriege führen. Sein Blick dringt tiefer und zeigt uns jenes grauenhafte Band, das die Menschen von heute noch immer an längst Vergangenes kettet und lang Gestorbenes in einer bösen Stunde zu neuem Leben galvanisiert. Ohne diese unheilvollen Triebe, die auch heute noch im Unterbewußtsein des modernen Menschen auf der Lauer liegen, wäre der Krieg überhaupt nicht möglich. Und gerade diese Erkenntnis ist es, die seinen Darstellungen des Krieges jene tiefe innere Kraft verleiht, die imstande ist Gefühle in der Menschenseele auszulösen, die fast nicht mehr irdisch wirken.

DAUMIER wußte auch, daß der Begriff des Militarismus sich lange nicht mit der Existenz stehender Heere erschöpft. Er hatte klar erkannt, daß es sich hier um einen besonderen Geisteszustand handelt, der, einmal künstlich gezüchtet, den Menschen zum gefühllosen Automaten umformt, der blindlings jedem Befehle gehorcht, ohne sich über die Folgen seines Handelns Rechenschaft abzulegen. Diese künstlich erzeugte Lähmung des Gewissens und der eignen Ueberlegung, die jede sittliche Kontrolle,

*) Marcel HERWEGH, Briefe von und an Georg HERWEGH: München 1898. Brief BAKUNINS an Georg HERWEGH aus dem Jahre 1848.

jedes Bewußtsein eines persönlichen Verantwortungsgefühls im Menschen ausschaltet, ist die erste Voraussetzung jedes Militarismus, ohne Unterschied der Uniform. Indem DAUMIER in seinen Darstellungen gerade dieses zum Ausdruck brachte, ging er weit über die engen Schranken nationaler Bedingtheiten hinaus und behandelt Krieg und Militarismus als die unheilvollen Ergebnisse eines Gesellschaftssystems, dessen fundamentale Lebensbedingungen in jedem Lande dieselben Wirkungen auslösen. Es spricht hier ein Künstler zu uns, in dem der Mensch den Staatsbürger überwunden hatte und der die Menschheit als Ganzes höher einschätzte, als das Kunstprodukt der Nation und den so wechselvollen Begriff des Vaterlandes, trotzdem er seiner Heimat von Herzen zugetan war. Und gerade dieses Allumfassende der Auffassung ist es, das seine Kunst weit über das Durchschnittsniveau des Alltäglichen erhebt und ihr jene Größe verleiht, die unvergänglich ist.

Ueber Robert Reitzel

Die Gilde freiheitlicher Bücherfreunde hat für die Zukunft bei entsprechender Nachfrage die Herausgabe eines REITZEL - Sammelbändchens geplant. Die nachfolgenden Gedanken sind Auszüge aus der tief verständnisvollen und warmherzigen Einleitung Max BAGINSKIS zu der 1913 in Detroit (USA.) erschienenen dreibändigen REITZEL - Ausgabe, die leider nur in wenigen hundert Exemplaren erschien und in der ganzen Welt verstreut ist.

Unter den Deutschen Amerikas wird immer emsig mit heißem Bemühen nach „hervorragenden Männern", nach „Schriftstellern von Bedeutung", nach Dichtern und Genies gefahndet. Für die Firma „Deutschtum" wird nach „würdigen Repräsentanten" gesucht, welche einen guten Eindruck auf Kundschaft machen sollen.

Den Amerikanern wird auf diese Weise in Artikeln und Büchern, welche oft schlechte Kompilationen sind, beizubringen versucht, was sie an uns haben, was sie uns alles an Kulturgütern, an Schönem, Gutem, an Wissenschaft, Literatur, Kunst, Gemüt, Poesie verdanken.

Die nur notdürftig versteckte Schlußfolgerung solcher Darstellungen gipfelt in dem verschämten Anspruch an die Yankees: Laßt uns Deutsche hier unbehindert Geschäfte machen, Aemter haben. . . . .

An den Namen ROBERT REITZEL sind diese Art Chronisten des Deutschtums immer mit unsicherem Gesichtsausdruck herangetreten, oder sie schlichen gar auf leisen Sohlen in einem Bogen lautlos vorüber. Eine kurze Notiz höchstens, in der gerade das Wesentlichste über diese feurige, Dichternatur und starke Schriftsteller-Individualität fehlte, und dann war man froh, sich wieder nach der Region der „anerkannten" deutschen Größen, nach der Seite der mit Erfolgen dick bedeckten wenden zu können. . . . .

Was läßt sich überhaupt in dieser Zeit von Salz und Brot mit einem Schriftsteller viel anfangen, der so rücksichtslos war zu schreiben:

„Ich pfeife auf jede Zeitung, nein, ich pfeife auf jede Partei, welche um des Bestehens willen zu unehrlichen Mitteln greift. Wir sind im gewöhnlichen Leben feig genug, Konzessionen an das konventionelle Laster der Rücksicht zu machen; wenn man (um das schauerliche Wort

zu gebrauchen) die Feder in die Hand nimmt, soll man nicht mehr und nicht weniger als die Wahrheit sagen." —

Einmal schrieb er bei Gelegenheit irgendeines „Deutschen Tages": „Ich habe im badischen Lyzeum gelernt, die Freiheitsliebe sei eine Haupteigenschaft der Germanen; da es im TACITUS stand, konnte es der Oberstudienrat nicht gut ausmerzen. Diese germanische Freiheitsliebe hieß mich das Bettelstudium der Heimat mit der Ungewißheit Amerikas vertauschen. Sie ließ mich das Pfaffentum, das dem im Hungersumpfe Erstickenden eine Rettungsplanke geboten hatte, von mir stoßen, wie den Teil den Nachen Geßlers. Sie machte es mir unmöglich, mit einer Partei, und wenn sie das Freieste auf ihre Fahnen geschrieben, in Reih und Glied zu marschieren. Sie führte mich aber in das blutstinkende Malepartus des Kapitalismus, als die Frage war: „Wo sind die Männer, bereit, ein Opfer zu sein?" Dumm und groß, wie man es nennen mag. Sie hat mich den besten sogenannten Freunden zu einem Aergernis gemacht, weil ich meinem Geist nicht die kleinste Zwangsmanschette anlegen lassen wollte. . . . ."

Unter Freiheitsliebe verstand REITZEL nicht ein billiges wässeriges Sonntag-Nachmittag-Schwärmen für ein „unerreichbares Ideal", das man für die sechs Verkehrstage sorgsam aus dem Gesichtskreis bannt; ihm war es tiefster Ernst und Wirklichkeit damit. Er konnte nicht anders leben als in Freiheit; aus dem unbegrenzten Wehen der Freiheitsluft sog er seinen Lebensodem, seine Lebensromantik. In ihm glühte die Leidenschaft zur Persönlichkeit, welche mit allen Poren das Leben aufnimmt, aber sich auch dem Leben liebend ohne Geiz wieder zurückgibt. Mit der Lehre, unter „diesen Verhältnissen" könne der Mensch nicht frei sein, nur unter jenen „kommenden Zuständen" werde ihm das bis „zu einem gewissen Grade" erlaubt sein, empfand er Ungeduld. Jetzt gleich mit dem Freisein anfangen! Den vielberufenen Zuständen die Marke der stark wollenden freien Persönlichkeit aufgedrückt! Geschichte nicht mit sich machen lassen von Sklaventreibern, Bütteln, Königen, Politikern, Pfaffen; selbst Geschichte machen im Kampf, im Zugreifen und Eingreifen! —

Ihm war das Leben mit seiner unendlich vielgestaltigen Farbenpracht keine Vorlage zur Anfertigung eines Programms, weshalb er manchen Programmleuten immer ein Rätsel, anderen ein Aergernis gewesen ist. Jedoch ein Rätsel, um das die Besten unter ihnen sich gerne scharten, das mehr vereinigte als zersplitterte.

Um keinen andern Pionier des freien Geistes haben sich in Deutsch-Amerika so viele Mensehen, Charaktere, Anschauungen geschart, wie um Robert REITZEL. Er war ein Magnet für Einsame und Irrstraßen-Menschen, für Frauen und Männer, die aus den Umklammerungen drückender Enge, aus geheiligten Zwangsjacken hinaus ins Freie sich sehnten. Wer der „moralischen Forderungen" müde geworden war, konnte sich voller Vertrauen zu ihm flüchten, sicher, einen Mann zu rinden, wie den Gregor WERLE aus IBSENS „Wildente", der seine moralische Forderung krampfhaft in der Hand festhält und auf ihre Erfüllung besteht.

Als einer von jenen Rebellen und Lebenskünstlern, denen es weniger um die sichere Festlegung der Prinzipien zu tun ist, als um die Erweiterung der Domäne des Individuellen, um die Forträumung inhaltlos gewordener Traditionen, konnte REITZEL in seiner Persönlichkeit alle ernsten Freiheitsideen der Zeit wie in einem Brennpunkt vereinigen. Er entnahm ihnen die Süße, das Wertvollste, Wesentlichste und ließ Schlacken und Spreu achtlos liegen. Damit mochten sich Leute vergnügen, denen das klingende Wort mehr ist als der Inhalt.

Ein Wort NIETZSCHES kann auf ihn Anwendung finden:

Licht ist alles, was ich fasse;
Kohle alles, was ich lasse,
Flamme bin ich sicherlich.

Sogar ausgemachte Unentwegte waren ihm zu Zeiten dankbar für diese weise Unbefangenheit den „anerkannten Wahrheiten" gegenüber. In seinem „ARMEN TEUFEL" fanden sie die Stätte, wo sie das Joch der gewohnten Denkschablone, die Beengung des Parteikatechismus, das Cliquen- und Coterienwesen über Bord werfen konnten. . . . .

Ueber sein Schaffen hätte REITZEL den Vers von ANGELUS SILESIUS setzen können:

Freund, so du etwas bist,
So bleib doch ja nicht stehen:
Man muß aus einem Licht
Fort in das andre gehen.

Seine Dogmenlosigkeit machte REITZEL zum „Einzigen"; nicht im Sinne der Nachfahren STIRNERS. Denn er war immer bereit zum „Teilen", zur herzlichsten Teilnahme an den stillen und kleinen Dingen und Freuden, wie auch an den großen Sorgen des einzelnen und unseres ganzen Geschlechts. . . . .

Daß Ringende und Kämpfende aus allen Lagern zu REITZEL kamen, ließ den „A. T." oft bunt genug erscheinen. Es ergaben sich dabei jedoch fast immer eigenartige Schlaglichter und wurden Seiten berührt, die sonst im Dunkeln blieben. Seine Stellung „zwischen den Schlachten" wurde dadurch eine ganz eigentümliche. . . . .

Mit diesen Gegensätzen unter seinen Freunden und zeitweiligen Mitarbeitern fand sich der Schöpfer des „A. T." übrigens mit Humor gut ab, ein Humor, der an Kühnheit und Schärfe nichts zu wünschen übrig ließ, aber selten einen Beigeschmack von Boshaftigkeit und Erbitterung hatte. —

Nicht genug zu bewundern ist die große Unbefangenheit des Herzens und des Intellekts, die REITZEL in solchem Chaos bewahrt. Sie ist es, die es möglich macht, der Türmer zu sein und über die Lande zu schauen, aus der von keinem kleinlichen Interesse getrübten Beobachtung der Sachen und Menschen sich ein künstlerisches Weltbild zu formen. Die Gabe des Künstlers, das reine Betrachton der Dinge, war ihm im kleinen und großen reichlich zugemessen, und wohl konnte er trotz aller äußerlichen armen Teufelei von seinen unerschöpflichen Reichtümern sprechen.

Doch diese Milde hatte die Fähigkeit, sich in Gewitter zu verwandein. Die Liebe erzeugte Haß, wo Menschliches roh zertreten und ins Joch gespannt wurde, wo Niederträchtiges, Gemeines, Servilität und Henkerswesen triumphierten.

So wenig er um die Abstempelung der Gesinnung gab, in Zeiten wo es galt, scharfe Grenzen zu ziehen, bei der Standarte der Freiheit auszuhallen, liebte er es, sich öffentlich einen Anarchisten zu nennen. Er nannte August REINSDORF einen Mann und Helden. Jeder Schilderhebung von unten auf brachte er tiefe,- Mitempfinden entgegen, ob es Sich Hin eine Solche in einer Monarchie, wie hei der Tötung lies spaaischen Premiers CANOVAS DEL CASTILLO handelte, oder, wie im Falle Alexander BERKMAN, um einen Akt. der Empörung gegen die Despotie der Geldmacht in der Republik.

Nichts verachtete er gründlicher als die Vorsicht des Apostels PETRUS, der in der Stunde der Gefahr ausruft: „Ich kenne den Menschen nicht!" Oft sandte er mittels des „A. T." Grüße und Aufmunterung nach den Gefängniszellen, in welchen Menschen saßen, die für ihr Freiheitsstreben dem Büttelarm der sogenannten „weltlichen Gerechtigkeit" verfallen waren. Solche Grüße finden sich an NOLD und BAUER gerichtet, die in den Wirren des Riesenstreikkampfes in CARNEGIES Homestead-Werken in den pensylvanischen Staatszwinger geraten waren.
Diese Kühnheit lebte ganz im eignen Wesen, sie bedurfte keiner Deckung durch einen „Ismus".

Eins von REITZELS Lieblingsworten war der Satz (von SPITTELER, wenn ich nicht irre): „Ein feierlicher Kerl ist niemals groß." Die Feierlichen und die gerechten Kammacher, auf deren Urtypen von Gottfried KELLER er unermüdlich alle Humorverstehenden hinwies, haben ihn auch wohl am wenigsten geliebt. Leicht konnte er das verschmerzen, ist ihm doch sonst die Liebe entgegengekommen, in überschäumenden Bechern stürmisch und zart dargereicht worden.

Walt Whitman: Gedichte

Zugleich mit dem Aufsatz BAGINSKIS über den deutsch-amerikanischen Schriftsteller und Dichter Robert REITZEL machen wir unseren Leseru hier einige andere Zeugnisse amerikanischen Geistes zugänglich: Gedichte des 1819 im Staate New York geborenen Dichters Walt WHITMAN. In WHITMANS Werk pulst kraftvoll und mächtig der Rhythmus der modernen Zivilisation ebenso wie die Melodie der unendlichen Natur und der kosmischen Vorgänge über uns — alles läßt der empfindsame und kämpferische Mann auf sich wirken, um Zeugnis von seinen Erlebnissen, Gedanken und Gefühlen abzulegen. Für ihn wurde alles tiefe Schauen und Lauschen in die Welt der Dinge und Menschen eine ständige Mahnung zum Aufbau einer freien und gerechten Menschengesellschaft, und als Künder einer kommenden schöneren Welt brüderlich miteinander arbeitender und sich freuender Männer und Frauen hat er die ergreifendsten Worte und Verse gefunden. Besonders bezeichnend ist es für WHITMAN, daß ihm die künftige Gesellschaft, die er vor sich sieht, von der er singt, zu der er Kämpfer zu sammeln bestrebt ist, nicht als allzu verschwommene und undifferenzierte „Gemeinschaft" erscheint, sondern als Bund freier und starker Individuen. Der echte und edle, schöpferische Individualismus hat in WHITMAN seineu Verkünder gefunden, der ebenso wenig mit kapitalistischer Willkürfreiheit wie mit jenem alle Besonderheit und Persönlichkeit verleugnenden falschen Kollektivismus zu tun hat, der die wirtschaftlich-soziale Forderung des Sozialismus mißversteht und die Kollektivität stark überspannt. Will man auch die produktive geistige Absonderung leugnen, wird verkannt, daß im Bereich der höheren, kulturellen gesellschaftlichen Beziehungen die Distanz das eigentliche Bindemittel der Gemeinschaft darstellt, so kann nur allgemeine Verflachung, ja sogar Verrohung das Resultat sein. WHITMAN aber fordert Erhöhung und Veredlung des Menschen, und deshalb spricht er Immer wieder von echter, auslesender Freundschaft zwischen den einzelnen, in der er die eigentliche Grundlage der großen Gemeinschaft aller erblickt. Ueber die Freundschaft zwischen Kämpfern schrieb WHITMAN herrliche Verse. Die Gedichte, die wir abdrucken, sind von Gustav LANDAUER übertragen, der als WHITMANS hervorragende Eigenschaften „unverbrüchliche Sachlichkeit, geborene Tapferkeit und beherrschte Menschenliebe" nennt. WHITMAN war ein Vorkämpfer des freiheitlichen Sozialismus. Er glaubte im modernen Amerika eine

neue Welt der Freiheit heraufkommen zu sehen. Die Geschichte ist über seine Träume hinweggeschritten, und die Entwicklung zur hochkapitalistischen Barbarei der U. S. A. hat ihm Unrecht gegeben. Das heutige Amerika ist nicht die Welt, die er vor sich sah — Grund genug, diesen in der Tat beispiellos tapferen und leidenschaftlich der Freiheit zugewandten Mann als den unseren zu betrachten.

Ausgehend von Paumanok

Ausgehend vom fischförmigen Paumanok, wo ich geboren bin,
Wohlgezeugt, und erzogen von einer vollendeten Mutter,
Wandrer bisher in vielen Landen, Freund des Pflasters und Volksgedrängs;
Siedler in meiner Stadt Manahatta oder auf Savannen des Südens,
Oder Soldat im Lager, oder mit Ranzen und Flinte, oder Gräber in Kalifornien,
Oder ruppig daheim in Dakotas Wäldern, Wildbret zur Nahrung, der Trunk aus dem Quell,
Oder zurückgezogen zu Sinnen und Grübeln in tiefer Verborgenheit,
Fern vom Gerassel der Mengen, Pausen der Wonnen einlegend,
Vertraut mit dem frisch freien Spender Missouri dem Strömenden, vertraut dem gewaltigen Niagara,
Vertraut mit den Büffelherden, die dort in den Ebenen grasen, dem zottig breitbrüstigen Stier,
Mit Erde, Felsen, Maiblumen bekannt, Sterne, Regen, Schnee mein Staunen,
Fertig mit dem Lauschon auf Spottvogelweisen und der Ergründung des Bergfalkenflugs,
Im Ohr noch den unvergleichlichen Ruf der Einsiedeldrossel von Sumpfzedern im Morgengraun,
Rühr ich, einsamer Sänger des Westens, die Trommel für eine neue Welt.

Ich will das Lied der Kameradschaft singen,
Ich will zeigen, was diese allein schließlich kitten muß,
Ich glaube, diese sollen allein ihr eigenes Bild männlicher Liebe finden, das sie an mir bewähren,
Ich will drum lodernd das Feuer aus mir flammen lassen, das gedroht hat, mich zu verzehren,
Ich will forttun, was dies schwelende Feuer zu lang niedergehalten hat,
Ich will ihm zügellos Freiheit lassen,
Ich will das Evangelium-Gedicht von Kameraden und Liebe schreiben,
Denn wer, wenn nicht ich, soll Liebe verstehn mit all ihrem Leid und Lust?
Und wer, wenn nicht ich, soll Dichter der Kameraden sein?

Künftige Dichter

Künftige Dichter! Musiker, Sänger, Redner der Zukunft!
Nicht heut ists an dem, mich zu rechtfertigen und gutzusagen, wer ich sei,
Doch ihr, ein neues Geschlecht, Ursprüngliche, Ringer, Bürger des Kontinents, größer als je geschaut,
Wacht auf, denn ihr müßt mich rechtfertigen.

Ich selbst schreibe nur ein oder zwei andeutende Worte für das, was kommt,
Ich trete nur kurz vor zu Schwung und in Hast zurück in die Dunkelheit.

Ich bin ein Mann, der im Schlendern, ohne so recht zu halten, zufälligen Blich euch zuwirft und dann sein Antlitz wendet,
Der euch Beweis und Erklärung vertraut,
Die Hauptsache euch vermacht.

An einen Historiker

Du, der Geschwundenes feiert,
Der das Aeußere erforscht hat, die Oberflächen der Rassen, des Lebens, das sich zur Schau gestellt hat,
Der vom Menschen gehandelt hat als Geschöpf von Politik, Gemengen, Herrschern und Priestern,
Ich, Sasse der Alleghanyberge, der von ihm handelt, wie er an sich ist im eigenen Recht,
Den Puls des Lebens drückend, das sich selten zur Schau gestellt hat (die große Pracht des Menschen in sich),
Der Sänger der Persönlichkeit, zeichnend, was erst noch kommen soll,
Ich entwerfe die Geschichten der Zukunft.

Ich sah in Louisiana eine Eiche wachsen . . .

Ich sah in Louisiana eine Eiche wachsen,
Ganz allein stand sie, und das Moos hing von ihren Aesten,
Ohne Genossen wuchs sie und äußerte immergrün dunkel und froh ihre Blätter,
Und ihr Anblick, rauh, stark, unbiegsam, rüstig, gemahnte mich an mich selbst,
Nur daß ich staunte, wie sie ihr Laub froh äußern konnte, da sie allein stand, ohne den nahen Freund, denn ich wußte, ich könnte es nicht,
Und ich brach einen Zweig, der etliche Blätter trug, und spann etwas Moos darum,
Und nahm ihn mit, und in meinem Zimmer hab ich ihn aufgehängt,
Nicht, daß ich Erinnerung an meine lieben Freunde brauchte,
(Denn ich glaube, schließlich denk ich kaum an andres als an sie)
Aber er bleibt mir ein seltsames Zeichen, er mahnt mich an mannhafte Liebe.
Trotz allem und obwohl der Eichbaum dort in Louisiana grünt einsam für sich in weitem Flachland
Und seiner Lebtag froh sein Laub herausstrahlt ohne Freund und Liebenden bei sich,
Weiß ich sehr wohl, ich könnte es nicht.

Als ich lag, meinen Kopf in deinem Schoß, Camerado

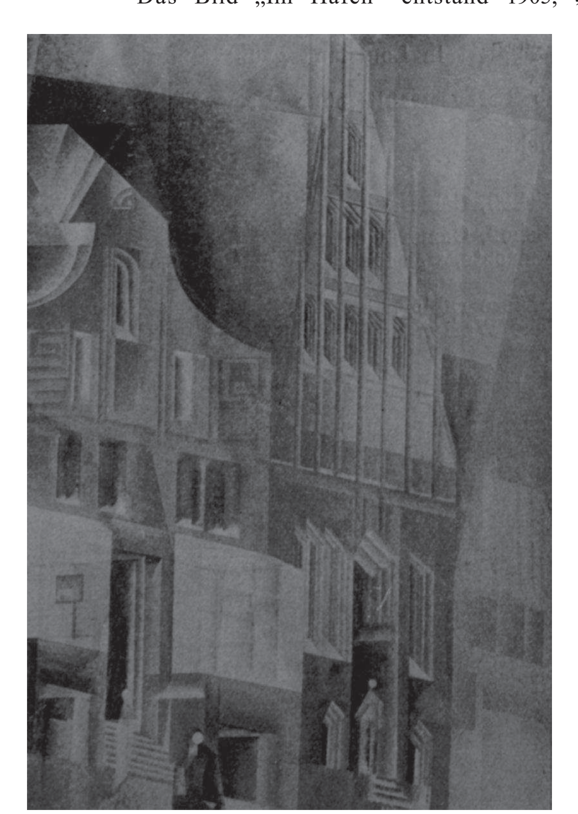
Als ich lag, meinen Kopf in deinem Schoß, Camerado,
Die Beichte wiederhol ich, die ich dir machte, was ich zu dir und der Duft gesagt, wiederhol ich,
Ich weiß, ich bin ruhlos und mache andere ruhlos,
Ich weiß, meine Worte sind gefährliche Waffen und tödlich,
(Wahrlich, ich bin der echte Krieger,
Nicht der dort ists mit dem Bajonett und nicht der rotgestreifte Artillerist.)
Denn ich befehde Frieden, Sicherheit und alle festen Gesetze, um sie zu stürzen,
Ich bin entschlossener, da alle mich abwiesen, als ich je wäre, wenn sie mich grüßten,
Ich achte nicht und hab nie geachtet auf Erfahrung, Vorsicht, Mehrheit oder Verlachen,
Und die Drohung sogenannter Hölle ist wenig für mich oder nichts,
Und die Lockung sogenannten Himmels ist wenig für mich oder nichts;
Lieber Camerado! Ich bekenne, ich habe dich mit mir gerissen und reiße dich noch, und weiß nicht, nach welchem Ziel,
Oder ob wir siegreich sein werden, oder sehmählich zu Boden geschlagen.

Dank in hohem Alter

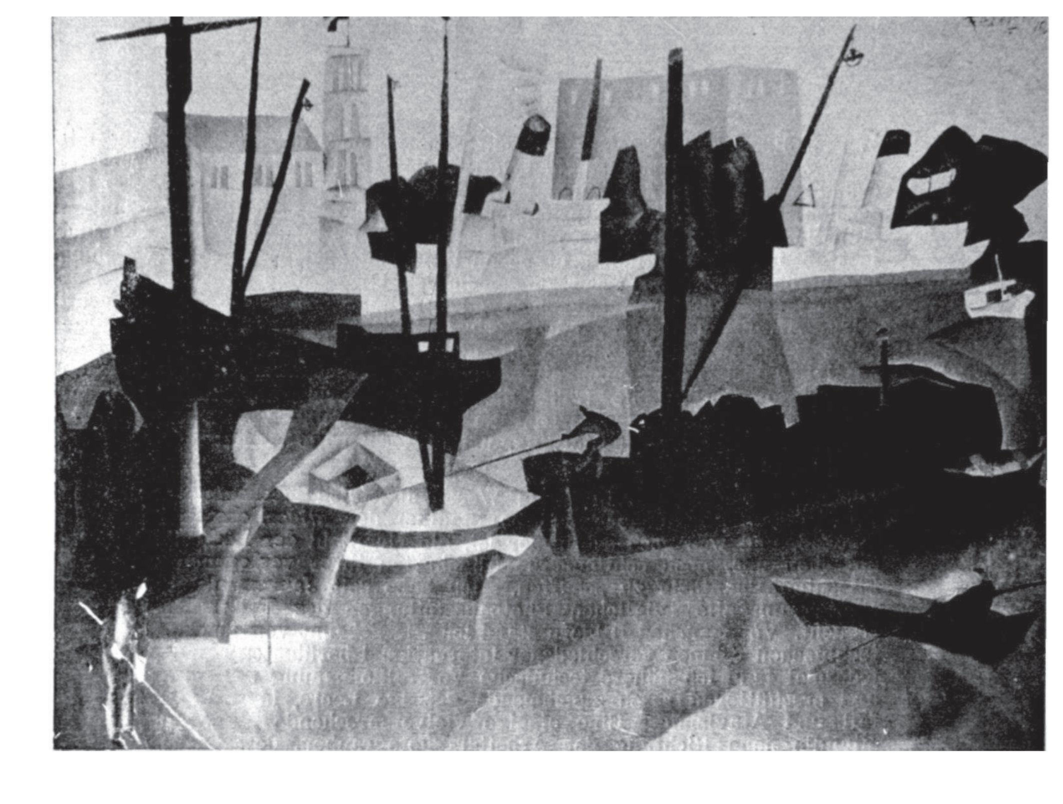
Dank im Alter, Dank, oho ich gehe,
Für Gesundheit, Mittagssonne, zarte Luft, — für Leben, bloßes Leben,
Für köstliches, nie vergehendes Gedenken (an dich, lieb Mutter mein,
Vater, an dich, an Brüder, Schwestern, Freunde),
Für all meine Tage — nicht bloß des Friedens — für die Tage des Kriegs,
desgleichen,
Für holde Worte, Liebkosungen, Gaben aus fremden Ländern,
Für Obdach, Wein und Fleisch, für süßes Verstehen und Grüßen,
(Ihr fernen, verschwimmenden, unbekannten, ob jung oder alten, zahllosen, ungeschiednen geliebten Leser,
Wir sahn und nie und Werdens nie — doch unsere Seelen küssen einander, lang, fest und lang;)
Für Geschöpfe, Gruppen, Liebe, Taten, Worte, Bücher, für Farben, Formen,
Für all die tapfern, starken, hingegebenen herzhaften Männer, die vorwärts sprangen, der Freiheit zu helfen, allerorten, allerzeiten,
Für tapfrere, stärkere Männer, hingegebnere Männer, (besondern Lorbeer, eh ich gehe, den Erwählten des Lebenskriegs,
Den Lied- und Idee-Kanonieren — großen Artilleristen — den vordersten
Führern, den Kapitänen der Seele;)
Als verabschiedeter Soldat nach beendigtem Kriege — als Wandrer aus
Myriaden, zu dem langen Zug der Rückschau,
Dank — frohen Dank! — Dank des Soldaten, des Wanderers Dank!

Bilder von Lyonel Feininger

Wir reproduzieren hier zwei Bilder des Malens Lyoneil FEININGER. Das Bild „Im Hafen" entstand 1905, „Architektur II" (Lüneburg) 1925.



Die Kunst FEININGERS ist eine Synthese zwischen gegenständlicher und gegenstandsloser (abstrakter) Malerei. Der Künstler benutzt die Formen der Natur, aber er begnügt sich nicht damit, sie einfach „ab"zumalen. Das tut übrigens auch die rein naturalistische oder realistische Malerei nicht. Jede Zeit und jedes Auge reagiert in immer wieder veränderter Weise auf die geschaute Welt. Selbst der Künstler, der sich an die Natur hält, gibt sie nicht unmittelbar wieder, sondern ist selbst schöpferisch in Form, Farbe, Material, um wie auch die Natur von innen heraus zu gestalten. FEININGER „abstrachiert" stark von der gegenständlichen Welt. Er löst sie kristal lisch auf, versucht ihre Urformen und ihr Grundgesetz zu zeigen und unterwirft sie einem Prozeß der Vergeistigung. Von besonderem Reiz ist bei FEININGER die gläserne Klarheit, Helle und Durchsichtigkeit seiner Formen.



Der Mann, der mit Licht malt

J. Naidu

Unser Bild auf der ersten Seite zeigt einen Kopf aus der Mappe „Köpfe des Alltags, unbekannte Menschen, gesehen von Helmar LERSKI", das im Verlag RECKENDORF (Berlin) erschienen ist. Ein Freund des Photographen LERSKI macht im folgenden einige Bemerkungen über dessen photographische Arbeit.

Helmar LERSKIS Bilder wirken buchstäblich erschütternd. Einige von uns, die nicht nur für die Technik der Kunst, sondern vielmehr für ihren lebendigen Geist etwas übrig haben, haben uns in den letzter. Jahren redlich gequält, neue Ausdrucksformen und Wege zu finden. Innerlich und in unserem Unterbewußtsein waren wir so weit, in uns unklare, schlecht formulierte Ergebnisse zusammenzustellen. Aber als wir unsere Ideen verwirklichen sollten, wußten wir nicht wie. Da kommt plötzlich dieser Mann und gibt uns den Schlüssel zur Verwirklichung unserer Träume, wie ein Dichter, der in vollendeter Form das wiedergibt, was der Laie selber sagen wollte und wofür er nicht die Worte fand.

Wir geben uns keinen Illusionen hin und wollen ehrlich genug sein anzuerkennen, daß wir Augenzeugen einer Zeit und Kulturepoche sind, die, obwohl sie auf ihrem Höhepunkt zweifellos manche wertvolle Blüten hervorgebracht hatte, heute im Sterben liegt. Die Auswüchse und Zersetzungsprodukte, die letzten heftigen Zuckungen, sei es in der Wirtschaftsordnung, in der sozialen Umschichtung, nehmen mannigfache Formen an, die jedoch früher oder später der Katastrophe nicht entgehen können, weil sich auf schon morschen Fundamenten nichts bauen läßt.

Wir wollen ehrlich genug sein und anerkennen, daß im Einklang mit der Wirtschafts-, sozialen und kulturellen Krise dieser Gesellschaftsordnung sich auch die Kunst befindet. Die Proteste einzelner, der Sezessionisten, Kubisten, Futuristen und ähnlicher Bewegungen von jungen Künstlern, Literaten und Komponisten, deren Formen aber groteske und fast absurde Wege gingen, brauchen uns nicht zu wundern. Der Fehler lag in der Verkennung der fundamentalen Grundsätze des Lebens. Der Protest des Künstlers, der sich von der Realität des Lebens entfernt, wird wirkungslos, sei er auch noch so begabt. Möglich, daß er durch seine geniale Technik zum bevorzugten Sonderling avancieren kann — es finden sich immer noch eine handvoll wohlhabender Gönner, die ihn protegieren werden. Je größer die kulturelle Krise, die Unfruchtbarkeit in den Ideen der Kunst wird, um so größer und verschwenderischer wird die technische Ausstattung, um die schaurige Armut des Schöpferischen zu verhüllen.

Die Photographie, die in ihrem Wesen angeblich mechanisch-realistisch sein soll, bleibt immer noch im Stadium der widerlichsten Romantik stecken, und was noch schlimmer ist, die Mehrzahl der Lichtbildner versprechen uns, noch schlimmere Mißgeburten ihrer verlogenen und verkitschten Phantasie zu schaffen. Ich habe seit Jahren als fanatischer Photograph alle möglichen Photoausstellungen des In- und Auslandes besucht. Vor manchen Bildern stand ich wie gebannt von dem ungeheuren technischen Können verschiedener international berühmter Meister — aber jedesmal fand ich höhere technische Vervollkommnung und noch größere und erschütternd rasch zunehmende geistige Leere, ja noch mehr, Zerfall und Atavismus. Eine einzige vielversprechende Ausnahme schien mir die neue Richtung der Arbeiter-Photographen, deren Technik und Komposition noch recht naiv und primitiv ist, aber sich auf dem richtigen Wege befindet.

Es ist überflüssig, über die Frage zu diskutieren, ob die Photographie eine schöpferische Kunst ist oder nicht. Für mich kommt es auf die schöpferische Idee an. LERSKI malt mit Licht wie ein Maler mit Farben. Seine Kamera als Werkzeug spielt eine ebenso untergeordnete Rolle wie des Malers Pinsel. Seine Kamera ist ein museumsreifer Klapperkasten, und er hat kein Atelier mit dem obligaten Nordlicht, sondern einfach und allein ein Wohnzimmer, das er als Ketzer so gewählt hat, daß die Sonnenstrahlen möglichst ungehindert hereinströmen. Unsere heiligsten Gesetze verboten uns direkte Sonnenstrahlen beim Porträt. LERSKI als Ketzer kümmerte sich nicht um unsere Gesetze und warf zehn Eimer Sonnenstrahlen auf die Nasenspitze seiner Modelle. Er kaufte sich ein gutes Dutzend Rasierspiegel aus Woolworths Kettenläden und montierte sie auf Notenständer. Dies und nichts weiter sind seine Zauberstäbe. Auf die Gesichter seiner Modelle, die er von der Straße und vom Arbeitsnachweis holte, warf er mit den Woolworth-Spiegeln die reinsten Sonnenstrahlen, bohrte damit in die Ritzen der Seele hinein und zeigte das verborgene und werdende Antlitz des Proletariats. Er zeigte in der Masse Mensch, in dem immer größer werdenden Heer von wirtschaftlich vernichteten, sozial ausgebeuteten, im Elend immer tiefer versinkenden Menschen diejenigen unterdrückten Charakterzüge, die nicht zur Geltung kommen können, weil die wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen dazu noch nicht vorhanden sind. Damit ist LERSKI, bewußt oder unbewußt, ein Photograph des Proletariats geworden, ebenso wie MONET, KOLLWITZ, NAGEL, ZILLE Maler und Zeichner des Proletariats sind. Es sind bisher 80 Bilder erschienen, darunter Bilder eines Buchhalters, Bauernsöhne, Gelegenheitsarbeiter, Obsthändler, Landstreicher, Fabrikarbeiterinnen, Kutscher, Handwerker, Bettler, Me-

tallarbeiter, Heizer, Näherinnen usw. Alle sind Lohnsklaven oder Deklassierte, die ein jämmerliches Dasein fristen müssen. Da sind Bilder einer alten Waschfrau, mit dem ganzen Weltschmerz in ihren Augen, eine Verkörperung der Mutter Erde. Da trägt ein lahmer Fensterputzer mit seinen wenigen Groschen Wochenlohn den entschlossenen Ausdruck eines sozialen Kämpfers. Da sind Bilder eines jungen und eines alten Landstreichers, mit der ganzen Sehnsucht des ersten und der Resignation und dem Mißtrauen des alten. Alles ist echt, nichts gestelltes, jede flüchtige Stimmung ist auf der Platte festgehalten worden. Dies sind nicht Bilder fürs Familienalbum. Das ist auch mehr als bloßer Realismus, mehr als nur soziale Reportage, es ist das flammende Herz eines unbestechlichen Lichtbildners im Dienst der Ideen der Zukunft.

Unsere letzten Gildenwerke

J. STEINBERG: Gewalt und Terror in der Revolution. „Die Zeit ist gekommen, da von der großen Sünde in unserer Revolution gesprochen werden muß." So beginnt STEINBERG sein Buch, und er meint mit der Sünde: den Terror. „Nur als eine moralische Bewegung wird der Sozialismus den Menschen befreien oder gar nicht", so schließt das Buch, und dieser Satz ist eigentlich der rote Faden, der sich durch das ganze Buch hindurchzieht. Sünde — ist ein religiös-moralischer Begriff.

Kann man die Revolution moralisch beurteilen? Das ist die große Frage, die sich für uns als Westeuropäer aus STEINBERGS Buch ergibt. Ich persönlich möchte in der starken Betonung der Moral noch eine Nachwirkung der DOSTOJEWKSI-TOLSTOIschen Zerknirschung des russischen Menschen sehen, die für uns mehr zurücktritt. Ich möchte sagen, daß die Moral mehr in den Rahmen der revolutionären Zweckmäßigkeit gefaßt werden sollte. STEINBERG selbst tut dies ja auch teilweise, denn er anerkennt die revolutionäre Gewalt von unten, obwohl er zugeben muß, daß sie eigentlich seinen moralischen Prinzipien widerspricht. Er anerkennt die Gewalt, die Attentate usw., weil er sie für notwendig im Kampfe hält, und er verwirft den Terror im Grunde nur, weil er ihn für eine unnötige Uebertreibung der Gewalt hält.

Hier scheint mir ein prinzipieller Unterschied zu liegen, den STEINBERG nicht sieht, weil er kein prinzipieller Staatsgegner ist. Der Terror in der französischen und russischen Revolution war im wesentlichen die Funktion eines neuen Staates — von oben her. Die revolutionäre Gewalt kam aus dem Volke — von unten her. Der Aufbau eines Staates, das Verlöschen der aktiven revolutionären Kräfte und ihre Ersetzung durch den staatliehen Terror scheinen immer Hand in Hand zu gehen.

Diese Schwächen in der Problemstellung und den Folgerungen des Autors werden aber ausgeglichen durch glänzende, bilderreiche Sprache, leidenschaftliches Eintreten für Freiheit und Menschlichkeit, durch scharfe und sachkundige sozialistische Kritik am Bolschewismus. Treffende Vergleichung mit der französischen Revolution, inisbesondere eine liebevolle Charakterzeichnung DANTONS und seines Kampfes mit ROBESPIERRE, häufiges Bezugnehmen auf die Aussprüche der Heroen des russischen Freiheitskampfes — der Narodniki und Sozialrevolutionäre

zeichnen das Buch weiterhin aus. Mit einem Wort: es ist ein kühnes und in seiner Art konsequentes Werk, fassen Anschaffung jedem Gildenfreund empfohlen werden kann. **H. W. Gerhard.**

*

ROBERT RADETZKY: Am Rande des Bürgersteigs. Mit dem Buche RADETZKYS unternimmt 'die Gilde freiheitlicher Bücherfreunde den Versuch, einen neuen jungen Schriftsteller aus den Reihen der freiheitlich-revolutionären Bewegung Deutschlands der Oeffentlichkeit bekannt zu machen. RADETZKYS kleiner Roman wurde zuerst im „Syndikalist", Berlin, abgedruckt, jedoch fand diese Veröffentlichung Mitte Dezember **1931** ihr jähes Ende, als der Berliner Polizeipräsident den „Syndikalist" auf **13** Wochen verbot. Kurz darauf erschien der Roman in Buchform, und die Nachfrage nach dem kleinen, geschmackvoll ausgestatteten Bändchen war eine überraschend große. Das Erstlingswerk unseres Gildenfreundes, der seine Arbeit unserer Buchgemeinschaft ohne Honorarforderving zur Verfügung stellte, hat also eine durchaus freundliche Aufnahme gefunden.

„Am Rande des Bügersteigs" ist eine Erzählung, die aus der inneren Erschütterung eines feinfühligen Menschen über das grauenhafte Elend der bestehenden Gesellschaftsordnung geboren wurde. Da wird nichts Besonderes, nichts Außerordentliches, nichts Effektvolles erzählt — sondern einfach darüber berichtet, wie ein Mensch versinkt, untergeht. Der „Held" des Buches ist eigentlich gar kein Held, kein großer Kämpfer, obwohl ihm revolutionäre Erkenntnisse zuteil werden — er zerbricht, er geht ruhmlos, unheldisch zugrunde. Und trotzdem ist das Buch eine Anklage — freilich nur eine stille, aber darum nicht weniger eindringlich. Sicherlich wird RADETZKY über dieses Werkehen hinaus auch den Weg zur Gestaltung kämpferischer, kraftvollerer revolutionärer Energien finden; sein vorliegendes Buch läßt eine gute Entwicklung erhoffen. RADETZKYS Sprache ist einfach, klar und prägnant — der natürliche und' ungekünstelte Ausdruck einer durchaus reinen und geradlinigen revolutionären Gesinnung und phrasenloser Menschlichkeit, die sympathisch berührt und das Innere des Lesers zum Mitschwingen bringt.

Das Photo auf der Titelseite

unserer Zeitschrift zeigt das Antlitz eines Handwerkers aus der Photomappe „Köpfe der Zeit" von Helmar LERSKI, Verlag Hermann Reckendorf GmbH., Berlin. — Siehe hierzu den Aufsatz von NAIDU.

Verlag „Gilde freiheitlicher Bücherfreunde", Werner Henneberger, Berlin S14, Märkisches Ufer 20, III Verantwortlicher Redakteur: Helmut Rüdiger, Berlin / Druck: A. Janiszewski, G.m.b.H., Berlin SO 36, Elisabethufer 28/29